

Marburger Zeitung.

Nr. 86.

Freitag, 20. Juli 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 fr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 fr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 fr. Inseraten- & empfangsbühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Der Rückzug unseres Heeres aus Venedig und die letzten Operationen desselben werden in der „Triester Zeitung“ folgendermaßen geschildert: Sobald die Abtretung Venedigs an Frankreich erfolgt war, wurde sogleich beschlossen, sich mit dem Feinde in keinerlei weitere Gefechte einzulassen, mit der ganzen Südmarmee den Rückmarsch nach Wien anzutreten und bloß in den Festungen die nöthigen Besatzungen bis zum Abschlusse des Friedens zurückzulassen. Die Aktion der Südmarmee konnte sich daher bloß darauf beschränken, dem Vormarsche des Feindes in Venedig die größtmöglichen Hindernisse in den Weg zu legen, die festen Positionen, welche aufgegeben werden mußten, in einen Zustand zu versetzen, daß der Feind aus denselben keinen Nutzen ziehen konnte, und den Rückmarsch in der möglichsten Ruhe und Sicherheit fortzusetzen. Als der Feind am 8. d. M. den Po bei Dschibello und Piccarola passirte, war bereits der größte Theil unserer am Po aufgestellt gewesenen Truppen abgezogen, bloß in den Befestigungen von Rovigo war die nöthige Besatzung zurückgeblieben, um die Kommunikationen des Feindes zu zerstören und seinen Vormarsch möglichst aufzuhalten. Am 8. wurden daher die Brücken, welche über die verschiedenen Gewässer und Kanäle gegen die österröichische Stellung an die Etich führten, darunter auch die große Brücke über den unter dem Namen Kanal Bianco bekannten Po-Arm zerstört, wobei es zu dem einzigen während der Rückmarsch-Operation vorgefallenen Gefechte zwischen der italienischen Avantgarde und den die Sprengarbeiten leitenden Geniecorps als Exkorte beigegebenen Abtheilungen Grenztruppen kam, welche letztere 12 Mann verloren, die merkwürdiger Weise alle todt blieben, während auch der Feind mehrere Tode und Verwundete zählte. Da die Befestigungen von Rovigo sich auf längere Zeit gegen eine bedeutende feindliche Uebermacht nicht halten ließen, so wurde beschlossen, dieselben in die Luft zu sprengen. Große Vorräthe von Kanonen, Kriegsbedarf und Lebensmitteln waren in den Werken angehäuft, da nebst 150 meist gezogenen Kanonen sich noch über 12,000 Stück Projektile aller Art und mehrere tausend Bentner Pulver in demselben befanden. Da die Zeit zur Wegschaffung der Kanonen fehlte, so wurden dieselben vernagelt und unbrauchbar gemacht, ein Theil der Vorräthe weggeschafft, das Uebrige in die Luft gesprengt. Am 9. d. M. Früh wurde der Befehl erteilt, Alles zur Sprengung der Brücke vorzubereiten, welche denselben Abend erfolgen sollte. Bei den großen Quantitäten Pulvers, welche in den verschiedenen Depositorien angehäuft waren, war es leicht, in wenigen Stunden Alles zur Sprengung herzurichten; außerdem wurden noch die einzelnen Objekte mit Fa-

schinen, Oel und brennbaren Stoffen umgeben, und so Alles vorbereitet, um das Zerstörungswerk recht vollständig zu machen. Punkt 10 Uhr ging das erste Fort mit ungeheurem Getöse in die Luft. — Die Erschütterung war eine so furchtbare, daß in dem drei Viertelstunden entfernten Rovigo die Häuser erzitterten, alle Fensterscheiben zersprangen und durch die bis zu den Wolken aufsteigenden Riesenflammen die ganze Gegend taghell beleuchtet war. Es war ein fürchterlicher Anblick, halb entkleidet stürzten die Bewohner Rovigos auf die Straße, mit Entsetzen der Katastrophe entgegensehend. In ungefähr drei Minuten eine andere womöglich noch stärkere Explosion, und sofort in Zwischenräumen von je drei Minuten noch sieben andere, eine stärker als die andere. Augenzeugen versichern, nie im Leben etwas so furchtbar großartiges gesehen zu haben. In das fürchterliche Getöse der Explosion mischten sich die Tausende explodirender Projektile, die bis zum Himmel aufsteigenden Flammen, kurz, es war ein Anblick, der selbst die Beherztsten tief erschütterte. Endlich nach Verlauf von kaum einer halben Stunde war Alles geschehen, und bloß ein Flammenmeer bezeichnete den Ort, wo die mit so viel Mühe und Kostenaufwand errichteten Festungswerke am Po gestanden hatten. Unsere am Po stationirten Truppen setzten indessen ihren Rückzug von Rovigo gegen Padua fort, während desselben noch die große hölzerne Brücke über die Etich in Brand setzend und die erst vor Monatsfrist vollendete Eisenbahnbrücke bei Boara sprengend. Indessen waren auch die am Mincio stehenden österröichischen Truppen über Padua hinausgerückt, und am 10. d. M. wurde auch die große Eisenbahnbrücke über die Brenta gesprengt. Am 11. d. M. war die Kommunikation bis vor Mestre zerstört, unsere Truppen rückten gegen die Piave und setzten von dort ihren Rückmarsch ungehindert fort. Der Feind wurde natürlich durch die Zerstörung der Kommunikations-Mittel am weiteren Vorrücken gehindert oder wenigstens so weit aufgehalten, daß er dem Rückmarsche der k. k. Armee nicht folgen und dieser daher unbehelligt vom Feinde ausgeführt werden konnte.

Ueber die Schlacht bei Königgrätz und über Benedel äußert sich der Berichterstatter der „Times“ im österröichischen Lager folgendermaßen: „Wenn es wahr ist, was man sich allgemein im Lager erzählt, war Benedel durch diplomatische und noch greifbarere Hindernisse am Anfang verhindert gewesen, seine Armee in diejenige Position zu bringen, die ihm die Entfaltung seiner stärksten Bewaffnung, nämlich der Kavallerie, gestattet hätte. Aus rein militärischen Rücksichten hätte er, so wie der Ausbruch von Feindseligkeiten unvermeidlich schien, das befieudete Sachsen besetzen müssen; aber seine Armee war nicht in der gehörigen Verfassung, und in Wien scheint man durch die Erklärungen Englands, Frankreichs und Rußlands, daß diejenige Macht, welche den ersten Schuß

Die weiße Rose.

Von A. W.

(Fortsetzung.)

III.

Kurz vor der Mittagstafel — es war um drei Uhr am Neujahrstage — hatte zwischen Madame Simoni und ihrem Sohne Robert eine sehr heftige Szene statt. Beide befanden sich in dem eleganten Boudoir der alten Dame, die sich mit der Summe von dreitausend Thalern den Titel einer Kommerzienrätthin gekauft hatte, da sie der richtigen Ansicht war, daß man in einer Residenzstadt ohne Titel nicht leben könne. Die Mutter hatte bereits eine vollständige Toilette gemacht: sie trug ein faltenreiches Kleid von grauem Atlas und auf dem hohen Busen eine schwarze Kette, die man für den Orden des goldenen Vlieses hätte halten können, wenn statt der schimmernden Diamantuhr ein goldenes Lammfell daran gehangen hätte. Unter einem feinen pariser Häubchen, das eine junge Frau von dreiundzwanzig Jahren nicht verschmäh haben würde, glänzte die künstliche Paartour in kastanienbraunen Locken, und zwischen ihren aufgeworfenen Lippen sah man die Emaillezähne aus der Fabrik des berühmtesten französischen Dentisten. Der Sohn war mit jener gediegenen Einfachheit gekleidet, die den reichen Kaufleuten von fünf und zwanzig Jahren eigen zu sein pflegt.

„Robert,“ sagte sie bebend vor Aufregung, „Du wirst mit mir zu dem Präsidenten fahren! Ich habe es in verfloßener Nacht auf dem Balle versprochen, und wenn ich mich nicht blamiren will, so muß ich Wort halten.“

„Gut, fahren Sie allein, Mutter!“ sagte der junge Mann, der auf dem kostbaren Teppich auf und ab ging.

„Auch du wirst erwartet.“

„Ich habe nichts versprochen!“

„Aber ich!“ rief die Kommerzienrätthin mit ihrer durchdringlichen Altstimme, und indem sie das Gewicht ihrer fleischigen Hand auf ein Mahagonitischchen fallen ließ, daß es laut ersezte. „Wenn meine Aufforderung nicht genügt, so befehle ich es Dir!“ fügte sie mit der Alles verflüssenden Festigkeit hinzu, die ihre Abstammung verrieth, nämlich die aus einer rheinländischen Fabrikantenfamilie, die durch den Schweiß armer Arbeiter ein Kapital zusammengeharrt hatte, das unter fünf Erben vertheilt war. Zwei Fünftheile, nämlich das Erbe der Madame Simoni und das ihres Bruders, des Vaters des unglücklichen Franz, hatten den Grund zu dem Hamburger Handelshause gelegt.

„Befehlen? Befehlen?“ fragte Robert kalt und ruhig, indem er stehen blieb. „Sie vergessen, Mutter, daß ich großjährig bin. Niemand hat mehr das Recht, mir Befehle zu ertheilen.“

Die Lippen der alten Dame begannen zu bebem, und eine dunkle Röthfärbte ihre fleischigen Wangen. Gewaltig setzte sie dem Ausbruche ihres Bornes einen Damm entgegen, indem sie einen Augenblick schwebte. Ihre schwarzen Augen schossen glühende Blicke auf den ruhigen Robert.

„Deine Großjährigkeit, mein Sohn, spottet also der mütterlichen Autorität!“ sagte sie tonlos nach einer Pause. „Gut, ich will es gelten lassen; aber ich gebe Dir zu bedenken, daß der letzte Wille Deines Vaters mich so lange des Genusses seines Vermögens, seines ungetheilten Vermögens, versichert, als ich mich desselben zu Deinen Gunsten nicht entäußere. Now bin ich die Herrin des Hauses Simoni, und wenn Du nicht mehr mein Sohn sein willst, so bleibt mir nur noch übrig, Dich als meinen Kommiss zu betrachten. Enterben kann ich Dich nicht; aber so lange ich athme, bleibst Du Kommiss! Jetzt wähle zwischen Beiden! Den Sohn werde ich der Tochter des Präsidenten vorstellen — den

ihne, als Feind der Civilisation betrachtet werden müsse, vom offensiv-kriegerischen Schritte abgeschreckt worden zu sein. Dies war die erste Schwierigkeit des Feldzeugmeisters, und für diese darf er wahrlich nicht verantwortlich gemacht werden, während sie es war, die ihn später nöthigte, seine Truppen hastiger vorwärts zu schieben, als wünschenswerth war, um sie dem anrückenden Feinde in kräftigem Zustande gegenüberzustellen. Schon bei Skalitz trat dieser Uebelstand deutlich hervor, da die österreichischen Truppen zu ermattet auf dem Kampflage angekommen waren, um es mit einer gleich starken preussischen Macht aufnehmen zu können. Das Terrain selbst war für die Fiedart der österreichischen Truppen kein günstig gewähltes. Benedek's Schule, so wie die fast aller österreichischen Generale, liegt hauptsächlich in der lombardischen Ebene, wo es der natürlichen Vertheidigungspunkte nur wenige gibt, wo der Feind keinen Ueberblick gewinnen und wo der Muth des bloßen Dreingehens den Ausschlag geben kann. Daher mag es kommen, daß er die Wichtigkeit einzelner Positionen nicht zu schätzen verstand, obzwar das Terrain für seinen ersten Widerstand ohne Zweifel ein vortrefflich gewähltes war. Auf diesen Punkten jedoch lehnten die Preußen den Angriff auf seine Gesamt-Armee ab, und da sie herausfanden, daß ein Korps, das erste, zu weit entfernt stand, um verstärkt werden zu können, warfen sie sich auf dieses, trieben es zurück und kamen dadurch in die Planke. Ein Glück war es noch für Benedek's Armee, daß die Niederlage nicht in der ersten Schlachtlinie stattfand, denn die von dieser rückwärts führenden Wege sind so spärlich und enge, daß eine Niederlage an diesen Punkten geradezu vernichtend hätte sein müssen. Gleich der ganzen österreichischen Nation hat er weder die verbesserte Taktik, noch die überlegenen Waffen der Preußen zu würdigen verstanden, wogegen er die Fähigkeiten seines eigenen Heeres überschätzte. Wie immer sich die Dinge weiter entwickeln mögen, das Eine läßt sich behaupten, daß Oesterreich aufhört, eine militärische Macht ersten Ranges zu sein, so lange es nicht im Stande ist, sein Heer mit Hinterladungs-Gewehren zu versehen."

Das Unglück der österreichischen Waffen findet die Ungarn, wie sie stets waren, ernst, ungebeugt: sie fordern wiederholt ihre Rechte und sind nach Gewährung derselben zur rettenden That entschlossen. „Naplo“ erklärt, daß es selbst angesichts der trüben Zukunft der höchste Wunsch der Nation sei: sich auf den Boden der Verträge zu stellen, im Rechte und im Geseße jene Kraft zu finden, welche dem Bundesverhältnisse Kraft, dem Vaterlande Sicherheit zu bieten vermag. Dieser Wunsch aber verlangt rasche Befriedigung. Die gefährliche Lage der Monarchie gestattet kein Zögern. Ein beträchtlicher Theil des Reiches ist von feindlichen Heeren überschwemmt, nur Ungarn steht noch frei da. Aber Ungarn ist todt. Mit Ungarn kann Alles, oder mindestens Vieles gethan werden. Aber Ungarn selber kann nichts thun, denn ihm sind die Hände gebunden. Was seine Hände freimachen, ihm wieder Leben einhauchen kann, das ist einzig und allein eine parlamentarische Regierung. — Wenn Ungarn für die Monarchie, für die Verträge noch etwas thun kann, so ist dies nur dann möglich, wenn ihm die Freiheit der Aktion wiedergegeben, wenn an seine Spitze eine Regierung gestellt wird, welche der Ausfluß des Nationalwillens ist und in welcher die Nation eine Garantie ihres Bestandes und ihrer Rechte erblickt. „Hon“ sagt: Die Einberufung des Landtages würde in diesem Augenblicke nichts nützen; in den gegenwärtigen Gefahren könnte nur eine das Vertrauen des Volkes besitzende verantwortliche Regierung sowohl für Ungarn als auch für Oesterreich Rettung bieten.

Kröne der zahlreichen amtlichen Kundgebungen — lesen wir in einem Berliner Blatte — hat eine so große Sensation hervorgebracht, wie der Ausruf des Königs an die Böhmen. Das Aktenstück, hier kaum bekannt geworden, hat sofort die seltsamsten Kombinationen zu Tage gefördert, die sich um so schneller verbreiten und desto bereitwilliger Glauben finden, als sie durch mannichfache thatsächliche Umstände unterstützt werden. Der königliche Ausruf stellt den Böhmen und Mähmern eine Verwirklichung ihrer nationalen Wünsche in Aussicht „gleich den Ungarn.“ Aus dieser am Schlusse des Ausrufes den Nationalitäts-Bestrebungen der mit der Wiener Regierung seit undenklichen Zeiten um

ihre Selbstständigkeit ringenden un deutschen Völkern Oesterreichs eröffneten Perspektive wird auf Absichten unserer Regierung geschlossen, die noch im Laufe des Krieges, ja schon in der nächsten Zeit zur Förderung seiner Zwecke in Ausführung gebracht werden sollen. Zunächst — und hiefür sprechen manche uns bekannt gewordene thatsächliche Anordnungen — soll mit der Bildung einer ungarischen Legion vorgegangen werden. Wie uns mitgeteilt wird, ist bereits der Befehl ergangen, unter den Kriegsgefangenen, die nach Preußen befördert worden und noch zu erwarten sind, alle der ungarischen Nation angehörenden auszufordern und dieselben in den, dem böhmischen Kriegsschauplatz näher gelegenen östlichen Theilen der Monarchie zusammenzuhalten. Schon hat eine solche Aussonderung der über Dresden hieher beförderten Kriegsgefangenen auf dem Anhalt'schen Bahnhofe stattgefunden. Die Gefangenen ungarischer Nationalität sind sämmtlich nach Breslau weiterbefördert worden, während ihre deutschen, slavischen und italienischen Kampf- und Leidensgenossen den anderen Aufbewahrungsplätzen zugeführt sind. Die Anwesenheit des ungarischen Generals Klapka, der von höheren Militärs und Beamten der ungarischen Revolution begleitet ist, unterstützt die an diese Anordnung geknüpften Vermuthungen. Briefe aus der Armee, die hieher gelangt sind und Mittheilungen von Officieren, welche die Gefangenen-Transporte hieher geleitet haben, stehen denselben gleichfalls zur Seite. In einem anderen Blatte lesen wir gar, daß in einer „Versammlung der in Berlin anwesenden Ungarn“ ein „Hoch“ ausgebracht worden sei auf „das freie Königreich Ungarn, mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen als Fürsten.“

Aus Breslau, 11. Juli, wird gemeldet: Heute ist die Verordnung erlassen, daß sämmtliche gefangene Oesterreicher nach den verschiedenen Nationalitäten eingetheilt und je nach denselben in bestimmte Festungen vertheilt werden sollen. So kommen u. A. alle Ungarn nach Reisse und Kosel. Die bereits in andern Festungen untergebrachten Ungarn werden schon dislozirt, und langte bereits heute Mittags um halb 3 Uhr mit der märkischen Bahn ein ausschließlich aus 729 Mann Ungarn bestehender Zug von Küstrin hier an, um nach Reisse weiter zu gehen.

Ueber die österreichischen Gefangenen wird von Königsberg, 9. Juni, berichtet: „Heute Morgens 7 Uhr sahen wir auf dem Bahnhofe in einem aus 20 Wagen bestehenden Sonderzuge wieder 658 österreichische Gefangene mit 27 Offizieren ankommen, eskortirt von Landwehr des 4. Regiments. Diese Oesterreicher waren in der letzten Schlacht von Sadowa-Königsgrätz gefangen genommen worden. Die Leute stiegen aus, nahmen auf dem Perron ihr aus Kaffee und Kommissbrot bestehendes Frühstück ein, nahmen freiwillige Gaben von Bier und Zigarren in Empfang und wurden alsdann nach anderthalb Stunden Aufenthalt per Bahn weiter nach Insterburg-Löben transportirt. Die Offiziere, darunter 2 Hauptleute, die meisten in bürgerlicher Kleidung, fuhren per Droschke nach den Kasernen der Königsberger Festung. In den nächsten Tagen werden noch ein paar Tausend Gefangene ankommen, resp. durchgehen. Nach Marienburg-Dirschau sahen wir eine Menge von Militärzügen von hier per Bahn abgehen, zum Zeltlager für die 10,000 Gefangenen bestimmt, welche dort auf freiem Felde placirt werden. — Das Gerücht, „zwei österreichische gefangene Offiziere wären spurlos verschwunden“, ist nicht wahr. Ein anderes Gerücht von einer Insurrektion der 2000 Gefangenen im detachirten Fort und von dem Gebrauch der Feuerwaffen ist eben so unbegründet. Einer der Gefangenen, ein trunkener Italiener, zog ein Messer und wollte einem anderen Gefangenen, einem Deutschen, mit dem er in Streit gerieth, zu Leibe gehen. Preussische Wache trat dazwischen, schlichtete den Streit und der Störenfried wurde militärisch bestraft. — Am Sonnabend den 7. d. M. wurde einer der österreichischen Gefangenen, welcher an der Cholera erkrankte und starb, von der Kaserne aus nach dem Militärkirchhofe (vor dem Königsthore) gebracht und beerdigt. Der einfache, schwarzangestrichene Sarg enthielt das mit weißer Kreide geschriebene Wort „Oesterreicher!“ Des Verstorbenen Kameraden begleiteten den Sarg, gefolgt von einer preussischen Eskorte. Beim Einsenken der Leiche in die Gruft kommandirte ein österreichischer

Kommis schide ich nach Hamburg zurück in das Komptoir, wohin er gehört! Du kennst mich, mein eiserner Wille hat Deinen Vater geleitet, er wird auch Dich im Zaume zu halten, wissen. Gestern noch sprach ich ermahnend; heute befehle ich Dir. O, ich kenne die Gründe Deiner Weigerung! Du steigst entweder heute mit mir in den Wagen, um zu dem Präsidenten zu fahren, oder morgen, um nach Hamburg zu reisen!“

Robert hatte seine Ruhe nicht verloren; mit einer höhnenden Eleganz steckte er seine rechte Hand, die ein kostbarer Diamantring schmückte, in die Brustöffnung der weiß, mit Gold gestickten Atlasweste, stützte sich auf die Lehne des Divans, auf dem die Kommerzienrätthin saß, und sagte lächelnd:

„Es ist wahr, Mutter, mein verstorbener Vater hat ihnen eine gewisse Gewalt über mich gegeben, und wie ich vermuthete, unter Ihrem Einflusse, denn sie bekennen ja selbst, daß Ihr eiserner Wille ihn geleitet hat; aber, Mutter, der Kommis, der sechs Jahre die Arbeiten des Herrn Simoni th. ilte, der bei seinem Tode die Leitung des Geschäfts übernahm, hat auch ein gewisses Geheimbuch übernommen, das über Dinge Aufschluß gibt, die sehr unangenehme Folgen haben könnten. Senden Sie den Kommis nach Hamburg, indem Sie ihn als Sohn nicht gelten lassen wollen, so wird er ein verborgenes Fach erschließen, das nur er kennt und zu dem nur er allein den Schlüssel besitzt —“

„Robert, Robert!“ rief erschreckt die Mutter.

„Sie sehen, daß ich großjährig bin! Und weil ich es bin, werde ich mir eine Lebensgefährtin nach meinem Geschmacke wählen. Muß ich dabei auch vieles preisgeben, so werde ich immer noch genug behalten, um mit Helenen ein sorgenfreies Leben führen zu können.“

„Mit Helenen?“ stammelte die Kommerzienrätthin. „Mensch bist Du von Sinnen?“

Robert erhob sich und trat einen Schritt zurück.

„Ich glaube, ich bin noch nie bei so klarem Verstande gewesen, als eben jetzt. Wer will es mir, dem reichen Mann, verargen, wenn ich mir eine Frau aus lauterer Reigung nehme? Befäße Helene eine Million, sie würde mich nicht glücklicher machen können als jetzt, wo sie mir ein vorzügliches Herz, Schönheit und Tugend zur Morgengabe bringt. Ich drohe nicht, Mutter, weil ich mich noch immer als Ihren Sohn betrachte; aber ich bitte Sie mir in dieser Angelegenheit freie Hand zu lassen, und mich Ihren ehrgeizigen Plänen nicht zum Opfer bringen zu wollen. Entweder Helene oder keine wird meine Gattin. Und haben Sie wirklich das Glück Ihres einzigen Sohnes im Auge, wie Sie mich so oft versicherten, so werden Sie meine Verbindung mit dem reizenden, unglücklichen Mädchen, das Ihre Achtung im hohen Grade besitzt, nicht hindern, sondern nach Kräften zu befördern suchen. Mutter,“ bat er leidenschaftlich, „ich kann ohne Helene nicht leben — zwingen Sie mich nicht, zu Mitteln der Verzweiflung zu greifen. Meiner Liebe opfere ich Alles, Alles: ich schleudere jedes Hinderniß zurück, das sich mir entgegenstellt; aber ich bedecke die Hand mit Thränen des Dankes, die mir das Mädchen meiner glühenden Liebe entgegenführt!“

Der junge Mann warf sich auf einen Sessel. Sinnend betrachtete ihn die Kommerzienrätthin, der die Tiefe der Leidenschaft nicht entgehen konnte, die in der Brust Roberts so rasch Wurzel gefaßt hatte. Ihr eiserner Wille beugte sich der Mutterliebe, und sie empfand ein inniges Mitleiden mit dem Sohne.

„Zu dieser Drohung hat ihn die Verzweiflung getrieben!“ dachte sie. „Was bleibt mir übrig, als nachzugeben? Ich kenne ihn, sein Charakter gleicht dem meinigen. Es steht zu viel auf dem Spiele: die Ehre uners Haus und dann . . . Beides kann ich der sinnlosen Leidenschaft eines Verliebten nicht preisgeben. Ich muß vorsichtig, sehr vorsichtig handeln.“

Als Robert den Kopf erhob, sah sie Thränen über seine Wangen rollen. Er wollte sich entfernen.

Sergent: „Achtung! zum Gebet!“ Die Soldaten knieten nieder in den Staub, ein stilles Gebet verrichtend. „Achtung! vom Gebet!“ Die Soldaten erhoben sich, warfen dem geschiedenen Kameraden die letzte Hand voll Erde nach und traten stumm und still die Rückkehr an nach der — Gefangenekaserne.

In einem Berichte der „Bairischen Zeitung“ über das Treffen bei Kissingen macht ein Offizier hinsichtlich des Bündnadelgewehrs folgende Bemerkungen: „Ich für meinen Theil gestehe Ihnen, daß mir unser Rodewils-Gewehr lieber ist. Das Bündnadelgewehr hat nur den einen Vorzug des schnelleren Schießens; dieser Vortheil ist aber deswegen nicht sehr bedeutend, weil von den vielen Kugeln, die herumfliegen, nur sehr wenige treffen. Und dies ist auch sehr natürlich, denn der Soldat hat das sehr schwere Gewehr beständig in der linken Hand, während die rechte ladet und abfeuert. Dabei ist von einem Zielen gar keine Rede, denn das Gewehr wird gar nicht angelegt, sondern von der Seite aus abgefeuert. Im Anfange allerdings überrascht der gewaltige Kugelnregen, aber man gewöhnt sich bald daran, und die Preußen werden sicher in dieser Richtung, wenn einmal unsere Truppen die nöthige Ruhe in dem großen Feuer erlangt haben, noch sehr bittere Erfahrungen machen. — Unser Bataillon, etwa 900 Mann, stand während zwei Stunden in einem wahren Hagel von Kugeln und verlor nur sehr wenige Tödtliche und bei 60 Verwundete, von denen die meisten an den Füßen und da nur leicht getroffen sind. In großer Nähe überschossen die Preußen fast immer. So standen ungefähr 15 Mann von uns mindestens zehn Minuten lang etwa 30 Preußen auf einer Entfernung von nicht ganz 50 Schritten gegenüber, und von allen 15 wurde gar keiner getroffen, obwohl die Preußen fast ununterbrochen feuerten. Dagegen wird allgemein, selbst von den preussischen Gefangenen, zugegeben, daß unser Feuer zwar viel schwächer, aber auch viel gefährlicher ist. Unsere Leute sollen vorzüglich schießen und dabei nicht bloß leichte Verletzungen, sondern meistens gefährliche Wunden beibringen.“

In München ist eine Ministerkrise ausgebrochen. Die Minister des Innern, der Justiz und der Finanzen sollen ihre Entlassung angeboten haben. „Wir hätten vor Allem erwartet,“ sagt die A. Z., „daß der Kriegsminister zuerst diesen Schritt thun würde, da gegen seine Amtsführung allenthalben die größten Klagen laut werden; was über die Militär-Verwaltung und die Organisation der Armeeverpflegung berichtet wird, läßt diese Klagen leider nur als zu sehr begründet erkennen, und man wird darüber einst wunderbare Dinge vernehmen können, die fast noch die militärische Führung übertreffen.“ Was diese Führung betrifft, so bestätigen jetzt die bairischen Blätter, „daß die nun offen zu Tage liegenden Zwistigkeiten des Bundesfeldherrn mit dem Führer des achten Armeekorps den Stoff zu einem der unheimlichsten Kapitel in der Geschichte dieses unglückseligen Krieges darbieten werden.“

Der „Italie“ zufolge wäre man allgemein überzeugt, daß die Flotte nicht länger zögern wird, ihre Operationen zu beginnen. „Die Geschichte der italienischen Bevölkerung in Istrien“ — fügt sie hinzu — „hängen davon ab, was unsere Marine thun wird. Diese wird, davon sind wir überzeugt, ein glorreiches Werk ausführen.“ Dasselbe Blatt kann sein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß es noch Leute gebe, welche sich bezüglich Triests und Istriens um den deutschen Bund bekümmern, der nicht mehr bestehe und die noch in der alten Meinung Oesterreichs befangen seien, daß der Besitz jener Provinzen für die deutschen Interessen nothwendig sei.

Viktor Emanuel beabsichtigt, die Bewohner von Südtirol und Istrien im Namen des gemeinsamen Vaterlandes aufzurufen. An Preußen erklärte er, daß, wenn Oesterreich die Südmee und seine Flotte nach Norden ziehen würde, die italienische Armee und Flotte ebendahin abgehen werde. — „Inmitten der jetzigen Ruhe“, schreibt „Italie“, „ist es sichtlich, daß große Ereignisse sich vorbereiten. Oesterreich, welches in seine Festungen die zu ihrer Vertheidigung nöthigen Truppen verlegt, schiebt den größten Theil seiner Macht von Italien gegen Norden, um zu versuchen, die Preußen an der Donau und an den Thoren Wiens zu bekämpfen. Wenn Oesterreich in dieser so gewünschten Revanche gegen Preußen den Sieg davonträgt, so werden wir es die Offensive gegen

Italien wieder aufnehmen sehen, um die Vereinigung Istriens und Tirols mit dem Königreiche zu hindern. Der Besitz der Festungen von Venetien wird ihm dabei große Hilfe leisten. Wenn Oesterreich von neuem von den Preußen besiegt wird, so wird sich die deutsche Frage in ihrer ganzen Bedeutung aufwerfen; die deutsche Einheit begründet sich, die preussische Monarchie ist es, die eine Monarchie wird, welche Deutschland ungetheilt beherrscht.“

Ueber die zwischen Paris und dem preussischen Hauptquartier gepflogenen Unterhandlungen weiß die „Independance“ folgende Aufklärungen zu geben: Man behauptete, die preussischen Forderungen seien nicht so weitgehend als sie anfangs dargestellt wurden. König Wilhelm und Graf Bismarck hätten einige der drückendsten Bedingungen fallen gelassen; genug, es waren sehr friedliche Nachrichten in Paris verbreitet, die sofort eine Steigung an der Börse bewirkten. Mittlerweile aber stellte sich die Sache anders heraus. Napoleon, so versicherte man, habe zwar die preussischen Forderungen undisputierbar gefunden, zu gleicher Zeit aber die Unmöglichkeit anerkannt, mit bewaffneter Hand entgegenzutreten, um „Oesterreich zu retten.“ Viel habe zu diesem Entschlusse der Einfluß des Prinzen Napoleon beigetragen und schließlich habe der Kaiser sich dahin entschieden, die Hauptbedingung Preußens: die Ausschließung Oesterreichs aus dem Bunde, als Grundlage der Verhandlungen anzunehmen. Somit würde es für Oesterreich, welches auf eine bewaffnete Intervention Frankreichs nicht mehr rechnen könne, äußerst schwierig sein den Kampf fortzusetzen. In Berlin zeigte man sich, als diese Vorgänge bekannt wurden, viel beruhigter mit Bezug auf Frankreich. In Folge dessen habe denn auch Preußen seine Forderungen neuerdings gesteigert und verlange vor allem die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung, um durch diesen Schwachzug eine Politik, welche dem Ausschluß Oesterreichs aus dem Bunde zum ersten Ziele hätte, zu verstärken. England und Frankreich — so schließt das belgische Blatt, haben Oesterreich ihre volle Unterstützung in der Abnähmung der Friedensunterhandlungen zugesichert, sich aber energisch gegen jede militärische Intervention Seitens Frankreichs ausgesprochen.

Landsturm oder Volkswehr?

Marburg, 19. Juli.

Im Nachbarlande hat der Statthalter alle waffenfähigen Männer zum Landsturm aufgeboten und es verlautet, der gleiche Befehl werde auch in der Steiermark ergehen.

Wir erklären uns gegen die stehenden Heere; wir fordern zur Vertheidigung des Landes eine Volkswehr, das ist: die geordnete Wehrkraft des ganzen Volkes — die Verpflichtung aller Waffenfähigen vom 20. bis zum 45. Jahre zum Dienste — einfache, wohlfeile, zweckmäßige Bekleidung, gute Bewaffnung und Ausrüstung, jährliche Einberufung zur Uebung auf kurze Zeit — Eintheilung aller Wehrpflichtigen in Auszüge und Landeswehr, so daß auf den ersten Ruf die Jünglinge vom 20. bis zum 25. Jahre, auf den zweiten die Männer der nächsten fünf Jahrgänge zu den Fahnen eilen und die übrige Mannschaft nur zum Schutze der Heimat verpflichtet ist.

Vor dieser Forderung hat die Regierung in der Zeit des Friedens zurückgeschreckt und erklärt, nur ein stehendes Heer und langjährige ununterbrochene Uebung befähige zur Vertheidigung des Staates — jetzt in der größten Noth sollen die Waffentüchtigen vom 18. bis zum 50. Jahre das Militär unterstützen.

Ist aber der Vortheil, welchen die Regierung sich von dieser Maßregel verspricht, gewiß zu erreichen — ist er auch in einem nur annähernden Verhältnisse zu den Opfern?

Wir sind kein bewehrtes Volk: wir haben keine Waffen. Sind die Zeughäuser des Staates gefüllt? Wo sind die Gewehre hingelommen, die unsere Nationalgarde nach der Auflösung abliefern mußte? Wie viele Flinten gibt es denn im Lande? Sind wir, Dank dem Waffenpakt, im Stande, unser Eigenthum, unsere Personen vor Dieben und Räubern zu schützen?

Was sollen zusammengelaufene, zusammengetriebene, schlecht bewehrte

„Bleibe, mein Sohn!“ sagte sie mild. „Ich habe nicht geglaubt, daß Helene einen so tiefen Eindruck auf Dich ausgeübt hat. Du kennst sie erst seit einem Monate — hast Du Dich auch geprüft?“

„Sie kennen mich, Mutter.“ antwortete Robert mit leise erregter Stimme. „Ich bin kein Knabe mehr, der bei jeder glänzenden Erscheinung aufschauzt und sich nach ihrem Besitze seht. Wenn ich Ihnen den Wunsch aussprach, den Winter hier zu verbringen, so ward ich von dem Gedanken an Helene befeuert, ich wollte sie erforschen, und mich um ihre Neigung bewerben. Sechs Wochen haben hingereicht, um mich einen Engel kennen lernen und anbeten zu lassen. Und was beschließen Sie nun, Mutter?“

„Du wirst meinen Entschluß vernehmen, wenn ich mit Helene über diesen Punkt eine Unterredung gehabt habe. Daher fordere ich von Dir ein Versprechen.“

„Kennen Sie es!“ rief Robert, dessen Augen hell erglänzten. „Du wirst die Ehre Deines Vaters im Auge behalten, und unser Familiengeheimniß wie ein heiliges Vermächtniß bewahren. Mein verstorbener Bruder kannte seinen leichtsinnigen Sohn zu gut. Franz gehört nicht mehr zu unserer Familie. Wie hast Du Dich seiner entledigt?“

„Die Polizei erleichterte mir dies Geschäft.“
„Wie?“
„Man hat ihn gleich nach Ihrer Entfernung verhaftet.“
„In meinem Hause?“
„Leider ja!“
„Entsetzlich!“ rief die Kommerziantin. „Die Polizei war in meinem Hause?“
„Beruhigen Sie sich, Mutter, es hat kein Mensch diesen ärgerlichen Aktus erfahren.“

„Es ist schon genug,“ fuhr die Alte entrüstet fort, „daß man einen Landstreicher bei mir vermuthete!“

„Die Sache beunruhigt mich nicht, da ihr Zusammenhang sehr einfach ist. Franz, auf der Flucht begriffen, ist in dem Hotel angekommen, und hat dort nach unserer Wohnung gefragt. Da er verfolgt wird, kannte die Behörde seine Spur, sie wußte selbst durch den Telegraphen, daß er hier eintreffen würde, und so suchte man in allen Wirthshäusern. Man fand ihn bei uns und führte ihn in aller Stille fort. Diesen Morgen schon war ich bei dem Polizei-Kommissär, und habe ihm die Anzeige gemacht, daß der Flüchtige es versucht habe, von mir Geld zu erpressen. Wie man mir sagte, ist Franz einer der gefährlichsten Volksaufwiegler, er hat selbst an einem Straßenkampfe thätigen Antheil genommen, er, der ausgetretene Offizier — man macht ihm jetzt den Prozeß, und wie dieser ausfallen wird, läßt sich denken. Fürchten Sie nichts, Mutter, indem der Staat sich eines gefährlichen Feindes entledigt, leistet er auch uns einen großen Dienst. Es ist nur zu bedauern, daß sein Prozeß gerade hier abhängig gemacht wird.“

Ein Diener trat ein und meldete, daß der Mittagstisch bereit sei. Robert führte seine Mutter in das Speisezimmer.

„Wo ist Demoiselle Helene?“ fragte sie den Diener.
„Sie ist unwohl, und läßt ihre Abwesenheit entschuldigen.“
„Die durchwachte Nacht hat das gute Kind angestrengt!“ sagte die Mutter zu dem Sohne.

Nach Lichte fuhr sie allein zu dem Präsidenten. Robert schrieb einen langen Brief an den Geschäftsführer in Hamburg. Mit dem Beginne der frühen Dämmerung verließ Helene, fest in einen Mantel gehüllt und das Gesicht tief verschleiert, das Haus der Kommerziantin. Sie achtete des stürmischen Schneewitters nicht; hastig eilte sie durch die Straßen.

(Fortsetzung folgt.)

ungeübte Haufen gegen die feindliche Heere, die vom Norden gegen uns ziehen — größer an der Zahl, besser bewaffnet, als unsere Truppen, siegestrunken, ruhmbegierig, erobersüchtig — was sollen diese Haufen gegen die Hunderttausende, die uns vom Süden her bedrängen, unserer Heere in der Bewaffnung gleich, von nationaler Leidenschaft entflammt.

Und die politischen Bedingungen, welche dem Landsturm den gewünschten Erfolg verheißen? Wo sind die Volksrechte und die Freiheit, die wir höher stellen, als unser Leben? Wir sind immer zur Demuth erzogen, zur Geduld ermahnt worden und jetzt in der Stunde der Gefahr sollen diese demüthigen, geduldigen Leute Tod und Teufel verachtende Männer, sollen Helden sein.

Sehen wir von den politischen Bedingungen ganz ab und befassen wir uns mit der militärischen Seite der Frage. Wir müssen gute Waffen haben, müssen uns wenigstens vierzehn Tage üben, sollen wir zum Kampfe auch nur fähig sein. Ist uns diese Frist noch gegeben? Wir müssen uniformirt sein und wäre es auf die einfachste Weise; denn ergreifen wir die Waffen, so müssen wir auf alle Wechselfälle des Krieges gefaßt sein. Gerathen nicht uniformirte Kämpfer in feindliche Gefangenschaft, so werden sie nicht als Kriegsgefangene behandelt, sondern erschossen. Bewahren die Feinde, daß ungeschulte, nicht uniformirte Haufen, daß „Landstürmer“ ihnen gegenüber stehen, dann werden sie den Krieg nicht, wie man zu sagen pflegt, gegen die Regierung und die Soldaten, sondern gegen das „Volk“ führen, sie werden die Häuser und die Hütten dieser Landstürmer niederbrennen, ihre Saatfelder zerstampfen, werden das Kind im Mutterleibe nicht schonen — es wird ein Verrichtungskrieg sein mit all seinen namenlosen Graueln.

Der Landsturm kann die Erwartungen nicht erfüllen, welche die Regierung hegt. — der Landsturm würde die Opfer des Krieges unzählbar vermehren und sie wären dennoch vergebens gebracht.

Mit dem Aufgebot der Volkskraft ist es zu spät. Siegt das stehende Heer diesmal nicht und müssen wir unterliegen, so kann nur durch weite Volkspolitik ein zweiter Krieg vorbereitet werden — ein Krieg der Volkswehr, in dem wir Alles zurück gewinnen, was Kabinettpolitik und Kabinettkrieg verloren.

Aus dem Lager von Olmütz

wird dem „Wanderer“ (13. Juli) geschrieben: „Die paar Tage Ruhe und geordnete Pflege haben Menschen und Thiere überraschend hergestellt und die „Kauflust“ wesentlich gemehrt. Das Gewoge und Getriebe dieses riesigen Lagers auf dem Flächenraum von zirka $\frac{1}{3}$ Quadratmeile mit nur einer Hauptkommunikation durch die Stadt, dauert Tag und Nacht ununterbrochen fort; hier stockt eine unendliche Reihe von Proviantwagen, die von den Magazinen und Bahnhöfen Proviant holen und bringen, dort ziehen Truppen, welche ihre Brigade aussuchen, dort wieder ziehen Truppen in größter Ordnung zum Bahnhofe, um dort verladen zu werden. Die ganze Stadt selbst gleicht einem Feldlager, denn die ganze „ausgehungerte“ Armee sucht sich zu stärken und kleine Vorräthe anzukaufen, um nicht wieder in die Lage zu kommen, „zu hungern,“ wie uns selbst Officiere versicherten. Durch diesen riesigen Konsum kommt es, daß die Kaufleute mit Schwärmen alle ihre Vorräthe ausverkauften, ja selbst Schuster und Wäschehändler die Gegenstände aus ihren Auslagen alle veräußerten.

Bei allen sieht man das Bemühen, den Roth und Schmutz mit dem Uniformen und alle Gegenstände bedeckt waren, wegzubringen, um wieder Aehnlichkeiten mit dem früheren Aussehen hervorzubringen.

Wie viel hat doch unsere Armee gelitten, welche Kämpfe, welche schrecklicher Rückzug, und man komme und sehe unsere Soldaten an, alles ist lustig, guter Dinge und geht mit Muth dem Kampfe entgegen, da man künftig eine bessere Führung erwartet, und namentlich eine vorsichtigeren Anwendung unserer ausgezeichneten Artillerie, welche unnöthigerweise in den früheren Kämpfen dem Gewehrfeuer exponirt war, so daß bei 64 Artillerieofficiere gefallen, verwundet und gefangen sind, ein Verlust, wie ihn keine Schlacht noch an Officiere dieser Waffengattung aufzuweisen hat. — Es sind aber eben in dieser Beziehung auch Fälle vorgekommen, wie sie eben auch nicht ungeschickter herbeigeführt werden können; so schickte man z. B. Artillerie ohne alle Reconoscirung des Terrains gegen den Feind vor, ließ abfeuern und nach der ersten Salve waren die preussischen Infanteristen an den Kanonen und nahmen sie; nur der großen Geschicklichkeit unserer Mannschaft, so wie der Umsicht der Batteriekommandanten ist es zu danken, daß der Verlust an Kanonen kein größerer ist.

Ferner ist die Klage über mangelhafte Verproviantirung eine allgemeine und es sind in dieser Beziehung die größten Fehler begangen worden. Als die gesammte Nordarmee bereits in Böhmen stand, begann man mit größter Force Heu, Hafer und Proviant in vielen Zügen auf den Kriegsschauplatz zu senden und in den Stationen zu deponiren, da aber die Bahn für die Bewegung der Truppen selbst benützt wurde und zugleich ein lebhafter Privatverkehr herrschte, begannen die Stockungen, welche derartige Dimensionen annahmen, daß in gewissen Stationen Proviantzüge 24 bis 30 Stunden stehen mußten, um endlich freie Bahn zu erhalten, daß dadurch die Lebensmittel und das lebende Vieh sehr verspätet eintrafen und daß das Brot namentlich, da es frisch gebacken, oft unverständiger Weise zu sehr auseinander geschichtet, verdarb, war die natürliche Folge dieser systemlosen Verpflegung.

Man wußte ja, als sich die Armee gegen Böhmen in Bewegung setzte, die Eisenbahnstationen, welche als Depots zu dienen haben, warum hat man die voluminösen Artikel wie Hafer und Heu nicht gleich bei Beginn dahin befördert, um für die Artikel wie Brot, Wein etc. etc., welche keine lange Aufbewahrung vertragen, freie Bahn zur raschen Beförderung zu haben? Nun trafen alle diese Artikel in Unmassen von Waggons zugleich an, die Truppen faßten theilweise ab, die Arbeitskräfte der Verpflegungsorgane und Eisenbahnen reichten nicht hin, um die Waggons

zu entladen, nun entstanden Stockungen durch verstellte Stationen und der 3. Juli mit seinem fürchterlichen Ausgange verdarb vollends alles.

Alle Verpflegszüge, welche in der Richtung gegen Pardubitz waren, wurden schleunigst gegen Wien zurückbeordert, als wenn die Preußen in einer Tour bis Wien hätten laufen können, und so kam es, daß unsere Truppen am Rückzuge fast nichts vorfanden oder lange Zeit warten mußten, bis wieder Vorräthe entgegengeführt wurden, welche dann aus Mangel an Zeit nicht abgefaßt werden konnten, daher ist der Ausspruch: „unsere Armee hungerte.“ ein vollkommen gerechtfertigter. Die durch den Reichsrath bewirkten Einschränkungen des Militärbudgets, scheinen namentlich das Verpflegswesen mehr getroffen zu haben, als projectirt war.

Wüßten diese Fehler alle recht bald beseitigt werden, denn ein leerer Magen ist der größte Gegner des Muthes und der Ausdauer.“

Marburger Berichte.

(Aus der Gemeindestube.) In der gestrigen Sitzung des Gemeindevorstandes wurden die Wahlen des Bürgermeisters und seines Stellvertreters vorgenommen. Freiherr von Rast führte den Vorsitz; sämtliche Mitglieder waren zugegen; 23 stimmten für Herrn Tappeiner, 1 für Herrn Joseph Bantalari. Herr Tappeiner erklärte dann, er sei fest entschlossen gewesen, die Wahl auszusagen; da jedoch in allen Schichten der Bevölkerung der Wunsch laut geworden, er möge die Leitung der Gemeinde fortführen, so fühle er sich gedrungen, demselben zu entsprechen. Die Mitglieder bezeugten ihre Freude über diesen Entschluß. Herr Tappeiner dankte für den Beweis des allgemeinen Vertrauens: er werde seine ganze Kraft anstrengen, um seinen Pflichten nachzukommen; er glaube, in den sechs Jahren der bisherigen Wirksamkeit seine Aufgabe gelöst zu haben und wenn ihm dies gelungen, so verdanke er's der Unterstützung des Ausschusses, die ihm auch in der kommenden schweren Zeit zu Theil werden möge. Die Wahl des Bürgermeister-Stellvertreters nahm längere Zeit in Anspruch. Im ersten Wahlgang waren die Stimmen sehr zersplittert: Herr Joseph Bantalari hatte 9, Herr v. Fejrer 3, Herr Marco 2, Herr Mohor 3, Herr Dr. Keiser 7 Stimmen. Im zweiten Wahlgang fielen 12 Stimmen auf Herrn Bantalari, 2 auf Herrn von Fejrer, 2 auf Herrn Marco und 8 auf Herrn Keiser, welcher die Mitglieder ersuchte, ihm keine Stimmen zu geben, da er die Wahl nicht annehmen könnte. Die engere Wahl entschied für Herrn Bantalari mit 20 Stimmen: 4 waren auf Herrn Keiser gefallen. Herr Bantalari erklärte die Annahme der Wahl. Schließlich wurde ein Ausschuss von 3 Mitgliedern (die Herren: Tappeiner, Keiser und von Fejrer) ernannt, welcher die Gesuche der Bewerber um die Stelle des Amtsvorstandes prüfen und in der nächsten Sitzung Vorschläge machen soll. Diese Sitzung wird morgen Nachmittag um 4 Uhr abgehalten und sollen in derselben auch die 5 Abtheilungen des Ausschusses bestellt werden. Nach dem Antrage der Herren Marco und Tappeiner werden die Mitglieder sich vor der Sitzung für jene Abtheilung einschreiben, in die sie zu kommen wünschen, um auf solche Weise dem Ausschusse die Wahl zu erleichtern.

(Dampfer „Marburg.“) Herr Tonello hat dringender Geschäfte wegen Triest noch nicht verlassen können. Herr Oberingenieur Wilhelm Grith von Wien ist hier eingetroffen, um morgen die Maschine des Dampfers zu probiren: die weitere Probefahrt dürfte am Sonntag stattfinden. Die Kosten des Schiffbaues betragen 22,000 fl. Bis zum Frühling sollen hier drei oder vier größere Dampfer von Eisen gebaut werden und gedenkt man, eine Schiffsahrtsgesellschaft zu bilden und die Fahrten bis Neufahr auszudehnen.

(Erfindung.) Die Patentschube, für deren Erfindung das Ministerium des Handels und der Volkswirtschaft dem hiesigen Schuhwarenfabrikanten, Herrn Anton Kleinschuster ein Privilegium verliehen, tragen an der Spitze Beschläge von Eisen, Kupfer, Messing . . . einfach, versilbert oder vergoldet. Diese Beschläge erhöhen den Preis eines Paares zwar um 40 bis 60 kr., sichern aber den Schuhen eine zweimal, auch dreimal längere Dauer und sind besonders für Kinder zu empfehlen, welche die Spitzen am schnellsten abstoßen. Die Form der Beschläge ist eine sehr gefällige und dienen zumal jene von Messing, die versilberten und vergoldeten als schöne Bierde, namentlich für Damenschuhe. Herr Kleinschuster hatte diese Patentschube auch in Wien ausgestellt und es wurde ihm dort, wie bekannt, der erste Preis, die große silberne Denkmünze, zugesprochen.

(Das Gymnasium) ist geschlossen und werden die Lehrsäle zu militärischen Zwecken verwendet.

Letzte Post.

Die Preußen haben die Bundesstadt Frankfurt besetzt. Bei Stockstadt am Main wird eine Schlacht zwischen dem 8. Bundeskorps und den Preußen erwartet. Oesterreichische Truppen sind über die schlesische Grenze gezogen und bedrohen die Feinde im Rücken. Das Hauptquartier des Königs von Preußen befindet sich in Pundenburg. Die Preußen stehen in Krems, Stockerau und in Wolfersdorf, vier Stunden von Korneuburg. Die Bewegung der Preußen auf der Thyrnauer Straße (Ungarn) dauert fort. Italienische Freiwillige in bedeutender Zahl wurden bei Sondrio von den Oesterreichern geschlagen und bis Storo zurückgeworfen. Die Oesterreicher bereiten sich vor, die Straße von Venedig nach Tirol zu vertheidigen. Cialdini hat Vicenza besetzt und steht im Rücken unserer Festungen.

Telegraphischer Wiener Cours vom 19. Juli.

5% Metalliques	55.75	Kreditaktien	186.60
5% National-Anlehen	60.—	London	132.50
1860er Staats-Anlehen	72.80	Silber	127.—
Bantaktien	669.—	R. R. Münz-Dufaten	6.28